

dtv

William Saroyan

Wo ich herkomme,
sind die Leute freundlich

Storys

Aus dem amerikanischen Englisch von
Nikolaus Stingl

Mit einem Nachwort von
Richard Kämmerlings

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe
© 1936, 1937, 1942, 1950 William Saroyan
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Gesetzt aus der Kepler 11,2/15,4
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28137-9

Wo ich herkomme,
sind die Leute freundlich

Siebzigttausend Assyrer

Ich hatte mir seit vierzig Tagen und vierzig Nächten nicht mehr die Haare schneiden lassen, und allmählich sah ich aus wie etliche arbeitslose Geiger. Sie kennen den Habitus: verlottertes Genie und bereit, der Kommunistischen Partei beizutreten. Wir Barbaren aus Kleinasien sind haarige Menschen: Wenn wir einen Haarschnitt brauchen, dann *brauchen* wir einen Haarschnitt. Es war so schlimm, dass ich aus meinem einzigen Hut herausgewachsen war. (Ich schreibe hier eine ernsthafte Story, vielleicht eine der ernsthaftesten, die ich je schreiben werde. Deswegen bin ich auch flapsig. Leser von Sherwood Anderson werden nach einer Weile ansatzweise verstehen, was ich meine; sie werden wissen, dass mein Lachen eher traurig ist.) Ich war ein junger Mann, der einen Haarschnitt brauchte, also ging ich in die Third Street (San Francisco), zum Barber College, um mir für fünfzehn Cent die Haare schneiden zu lassen.

Unterhalb der Howard Street ist die Third Street ein eigenständiges Viertel; stellen Sie sich die Bowery in New York vor oder die Main Street in Los Angeles; stellen Sie sich alte und junge Männer vor, die arbeitslos sind, herumlungern, Bull Durham rauchen, über die Regierung reden und darauf warten, dass sich etwas tut, die einfach nur warten. Es war ein Montagmorgen im August, und eine ganze Menge

von diesen Herumtreibern war in den Laden gekommen, um sich ein bisschen aufzuheitern. Der junge Japaner, der den freien Platz für den nächsten Kunden bereitmachte, hatte eine Warteliste von elf Leuten; alle anderen Plätze waren besetzt. Ich setzte mich und begann zu warten. Draußen, wie Hemingway (*Fiesta; In einem anderen Land; Tod am Nachmittag; Der Sieger geht leer aus*) sagen würde, kostete ein Haarschnitt einen halben Dollar. Ich hatte zwanzig Cent und ein halbes Päckchen Bull Durham. Ich drehte mir eine Zigarette, reichte das Päckchen einem meiner Zeitgenossen, der aussah, als bräuchte er Nikotin, inhalierte den trockenen Rauch und dachte dabei an Amerika und daran, was politisch, ökonomisch und geistig so vor sich ging. Mein Zeitgenosse war ein sechzehnjähriger Junge. Er sah nach Iowa aus; potentiell großartig, ein solider Amerikaner, der jedoch sehr den Kopf hängen ließ. Wenig Schlaf, seit mehreren Tagen nicht die Klammotten gewechselt, ein bisschen Angst etc. Ich wollte unbedingt seinen Namen wissen. Ein Schriftsteller will immer die Wirklichkeit von Gesichtern und Persönlichkeiten erfassen. Iowa sagte: »Ich bin gerade aus Salinas gekommen. Keine Arbeit bei der Salaternte. Jetzt gehe ich nach Norden, nach Portland; ich hau ab.« Ich wollte ihm erzählen, wie es bei mir war: eine Story von *Scribner's* abgelehnt, ein Essay abgelehnt von der *Yale Review*, kein Geld für anständige Zigaretten, abgelatschte Schuhe, alte Hemden, aber ich traute mich nicht, so viel Wind um meine Probleme zu machen. Die Probleme eines Schriftstellers sind immer langweilig, ein bisschen unwirklich. Die Leute denken leicht: *Hat dich denn jemand dazu gezwungen zu schreiben?* Man muss so tun, als wäre man kein Schriftsteller. Ich sagte: »Viel Glück im Norden.« Iowa schüt-

telte den Kopf. »Das wird eh nichts. Aber ich will's wenigstens versuchen. Hab ja nichts zu verlieren.« Braver Junge, hoffentlich ist er nicht tot, hoffentlich ist er nicht erfroren, mächtig kalt zur Zeit (Dezember 1933), hoffentlich ist er nicht vor die Hunde gegangen; er hat es verdient zu überleben. Iowa, ich hoffe, du hast in Portland Arbeit gefunden; ich hoffe, du verdienst Geld; ich hoffe, du hast dir ein sauberes Zimmer gemietet, mit einem warmen Bett; ich hoffe, du schläfst nachts, isst regelmäßig, kommst wie ein menschliches Wesen daher, bist glücklich. Iowa, meine guten Wünsche begleiten dich. Ich habe mehrmals für dich gebetet. (Trotzdem glaube ich, dass er inzwischen tot ist. Es hatte ihm schon angehaftet an diesem Tag, als ich ihn sah, das gemeine, bösertige Gesicht der Bestie, und zur gleichen Zeit zeigten sämtliche Lichtspielhäuser Amerikas immer und immer wieder einen Zeichentrickfilm, in dem ein Lied mit dem Titel »Wer hat Angst vorm bösen Wolf?« vorkommt, und genau darauf läuft es hinaus: Leute mit Geld lachen über den Tod, der hinterhältig in Jungen wie Iowa hineinkriecht, sie tun so, als gäbe es ihn nicht, lachen in geheizten Lichtspielhäusern. Ich habe für Iowa gebetet, und ich halte mich für einen Feigling. Bestimmt ist er inzwischen tot, und ich sitze in einem kleinen Zimmer und rede über ihn, rede nur.)

Ich begann den jungen Japaner zu beobachten, der Friseur lernte. Er rasierte gerade einen alten Tramp, der ein schreckliches Gesicht hatte, eines dieser Gesichter, die aus Jahren und Jahren des Lebens an den Rändern hervorgehen, Jahren des Nichtsesshaftseins, des Nirgendwohingehörens, des Nichtsbesitzens, und der junge Japaner hielt die Nase auf Abstand (seine Nase), um den Geruch des alten Tramps nicht

ertragen zu müssen. Ein trivialer Umstand in einer Erzählung, eine Einzelheit, die nicht in ein Kunstwerk gehört, trotzdem schreibe ich es hin. Ein junger Schriftsteller hat immer Angst, dass ihm vielleicht irgendein bedeutsames Detail entgeht. Er will immer alles einbauen, was er sieht. Ich wollte den Namen des jungen Japaners wissen. Namen interessieren mich ungemein. Ich habe festgestellt, dass die unbekannteren am authentischsten sind. Nehmen Sie zum Beispiel einen großen Namen wie Andrew Mellon. Ich beobachtete den jungen Japaner ganz genau. Ich wollte anhand der Art, wie er seine Nase von Mund und Nasenlöchern des alten Mannes fernhielt, verstehen, was er dachte, wie er sich fühlte. Vor Jahren, mit siebzehn, schnitt ich Reben auf dem Weingut meines Onkels nördlich von Sanger, im San Joaquin Valley, und mit mir arbeiteten mehrere Japaner, Yoshio Enomoto, Hideo Suzuki, Katsumi Sujimoto und noch ein, zwei andere. Diese Japaner brachten mir ein paar simple Redewendungen bei – *hallo, wie geht es Ihnen, schöner Tag, nicht wahr?, auf Wiedersehen*, und so weiter. Auf Japanisch sagte ich zu dem Friseurlehrling. »Wie geht es Ihnen?« Er antwortete auf Japanisch: »Sehr gut, danke.« Dann, in makellosem Englisch: »Sprechen Sie Japanisch? Haben Sie in Japan gelebt?« Ich sagte: »Leider nein. Ich kann nur ein, zwei Worte. Ich habe mit Yoshio Enomoto, Hideo Suzuki und Katsumi Sujimoto zusammengearbeitet; kennen Sie sie?« Er wandte sich wieder seiner Arbeit zu und dachte über die Namen nach. Mir war, als flüsterte er »Enomoto, Suzuki, Sujimoto.« Er sagte: »Suzuki. Ein kleiner Mann?« Ich bejahte. Er sagte: »Dann kenne ich ihn. Er wohnt jetzt in San José. Ist inzwischen verheiratet.«

Sie müssen wissen, dass ich mich stark für das interessiere, woran sich die Leute erinnern. Ein junger Schriftsteller sucht Orte auf und redet mit Leuten. Er versucht herauszufinden, woran sie sich erinnern. Ich verwende kein großartiges Material für eine Story. In diesem Werk wird nichts passieren. Ich erfinde keine ausgefallene Handlung. Ich schaffe keine denkwürdigen Figuren. Ich bediene mich keines raffinierten Stils. Ich erzeuge keine dichte Atmosphäre. Ich habe nicht den Wunsch, diese oder irgendeine andere Geschichte der *Saturday Evening Post*, dem *Cosmopolitan* oder *Harper's* zu verkaufen. Ich versuche nicht, mit den großen Autoren zu konkurrieren, Männern wie Sinclair Lewis, Joseph Hergesheimer und Zane Grey, Männern, die sich wirklich aufs Schreiben verstehen, die Geschichten erfinden, die sich verkaufen. Reichen Männern, Männern, die sämtliche Regeln über Handlungsführung, Figurenzeichnung, über Stil, Atmosphäre und diesen ganzen Kram beherrschen. Ich will nicht berühmt werden. Ich bin nicht darauf aus, den Pulitzer-Preis, den Nobel-Preis oder sonst irgendeinen Preis zu gewinnen. Ich bin hier draußen im fernen Westen, in San Francisco, in einem kleinen Zimmer in der Carl Street, und schreibe einen Brief an gewöhnliche Menschen, in dem ich ihnen in einfacher Sprache Dinge erzähle, die sie schon wissen. Ich mache lediglich Aufzeichnungen. Wenn ich also ein wenig umherschweife, dann deshalb, weil ich es nicht eilig habe und weil ich die Regeln nicht kenne. Wenn ich überhaupt irgendeinen Wunsch habe, dann den, zu zeigen, dass alle Menschen Brüder sind. Das sind große Worte, und sie klingen ein bisschen präziös. Im Allgemeinen schämt man sich, solche Worte zu machen. Man hat Angst, dass weltkluge Menschen einen aus-

lachen. Aber das ist mir gleich. Ich fordere weltkluge Menschen auf zu lachen. Dafür ist Weltklugheit schließlich da. Ich glaube nicht an Völker. Ich glaube nicht an Regierungen. Ich sehe das Leben als ein einziges Leben zu einer einzigen Zeit, viele Millionen gleichzeitig, auf der ganzen Welt. Babys, denen man noch keine Sprache beigebracht hat, sind das einzige Volk der Welt, die Menschheit: Alles andere ist nur Verstellung, das, was wir Zivilisation nennen, Hass, Angst, der Wunsch, stark zu sein ... Aber ein Baby ist ein Baby. Und an der Art, wie sie schreien, erkennt man, dass alle Menschen Brüder sind, an schreienden Babys. Wir wachsen heran, wir lernen die Worte einer Sprache, und wir sehen das Universum durch die Sprache, die wir kennen, wir sehen es nicht durch alle Sprachen oder durch überhaupt keine Sprache, durch Schweigen zum Beispiel, und wir isolieren uns in der Sprache, die wir kennen. Hier drüben isolieren wir uns im Englischen oder Amerikanischen, wie Mencken es nennt. Alles Ewige, in unseren Worten. Wenn ich irgendetwas will, dann in einer universelleren Sprache sprechen. Das Herz des Menschen, sein ungeschriebener Teil, das, was ewig und allen Völkern gemeinsam ist.

Jetzt bekomme ich allmählich ein schlechtes Gewissen und fühle mich inkompetent. Da habe ich so viel sprachlichen Aufwand getrieben, und trotzdem beschleicht mich das Gefühl, dass ich eigentlich nichts gesagt habe. Das ist es, was einen jungen Schriftsteller um den Verstand bringt, das Gefühl, nichts zu sagen. Jeder gewöhnliche Journalist würde die ganze Geschichte in eine Schlagzeile von drei Worten fassen. Menschen sind Menschen, würde er sagen. Irgendetwas Kluges, mit jeder Menge Implikationen. Aber ich möchte eine

Sprache verwenden, die nur eine einzige Implikation erzeugt. Ich möchte, dass der Sinn präzise ist, und vielleicht ist das der Grund, warum die Sprache so unpräzise ist, ich spazierte um mein Thema, das, was ich vermitteln will, herum und versuche, es aus sämtlichen Blickwinkeln zu betrachten, damit ich ein vollständiges Bild, ein Bild von Vollständigkeit gewinne. Es ist das Herz des Menschen, das ich in diesem Werk zu implizieren versuche.

Lassen Sie es mich noch einmal versuchen: Ich hatte mir schon lange nicht mehr die Haare schneiden lassen und sah allmählich ganz schön verwahrlost aus, also ging ich zum Barber College in der Third Street und setzte mich auf einen Stuhl. Ich sagte: »Lassen Sie es hinten voll. Ich habe einen schmalen Kopf, und wenn Sie es hinten nicht voll lassen, sehe ich aus wie ein Pferd, wenn ich hier rausgehe. Oben können Sie so viel wegnehmen, wie Sie wollen. Keine Lotion, kein Wasser, kämmen Sie's trocken.« Wie Sie sehen, macht Lesen vielseitig und Schreiben genau. Eben das ist passiert. Daraus wird aber keine tolle Geschichte, und das liegt daran, dass ich den Friseur weggelassen habe, den jungen Mann, der mir die Haare geschnitten hat.

Er war hochgewachsen, hatte ein dunkles, ernstes Gesicht, dicke Lippen mit der Andeutung eines allerdings melancholischen Lächelns, dichte Wimpern, traurige Augen, eine große Nase. Ich sah seinen Namen auf der an den Spiegel geklebten Karte: Theodore Badal. Ein guter Name, authentisch, ein guter junger Mann, authentisch. Theodore Badal begann an meinem Kopf zu arbeiten. Ein guter Friseur spricht erst, wenn er angesprochen wird, ganz gleich, wie voll sein Herz sein mag.

»Dieser Name«, sagte ich, »Badal. Sind Sie Armenier?« Ich bin Armenier. Das habe ich schon öfter erwähnt. Die Menschen sehen mich an und machen sich Gedanken, also rücke ich gleich damit raus. »Ich bin Armenier«, sage ich. Oder sie lesen etwas, was ich geschrieben habe, und machen sich Gedanken, also teile ich es ihnen mit. »Ich bin Armenier«, sage ich. Es ist eine nichtssagende Bemerkung, aber man erwartet von mir, dass ich das sage, also sage ich es. Ich habe keine Ahnung, wie es ist, Armenier zu sein, oder wie es ist, Engländer, Japaner oder sonst etwas zu sein. Ich habe eine blasse Ahnung, wie es ist zu leben. Das ist das Einzige, was mich stark interessiert. Das und Tennis. Ich hoffe, eines Tages ein großes philosophisches Werk über Tennis zu schreiben, etwas vom Rang von *Tod am Nachmittag*, aber mir ist klar, dass ich noch nicht so weit bin, ein solches Werk in Angriff zu nehmen. Ich glaube, dass die großangelegte Kultivierung des Tennissports unter den Völkern der Erde viel dazu beitragen wird, Rassenkonflikte, Vorurteile, Hass etc. auszumerzen. Sobald ich meinen Treibschlag und meinen Lob perfektioniert habe, hoffe ich, mit dem Entwurf zu diesem großen Werk beginnen zu können. (Manchen weltklugen Menschen kommt es vielleicht so vor, als versuchte ich mich über Hemingway lustig zu machen. Dem ist nicht so. *Tod am Nachmittag* ist ein ziemlich solides Stück Prosa. Als Prosa ist der Essay über jeden Einwand erhaben. Sogar als Philosophie ist er über jeden Einwand erhaben. Ich halte die darin enthaltene Philosophie für subtiler als die von Will Durant und Walter Pitkin. Hemingway ist selbst da, wo er ein Dummkopf ist, zumindest ein akkurater Dummkopf. Er erzählt einem, was tatsächlich stattfindet, und lässt sich vom Tempo eines Ereignisses keine

hastige Darstellung diktieren. Das ist eine ganze Menge. Für die Literatur ist es ein gewisser Fortschritt, Wesen und Bedeutung dessen, was von kurzer Dauer ist, gemächlich zu erzählen.)

»Sind Sie Armenier?«, fragte ich.

Wir sind ein kleines Volk, und wenn einer von uns einem anderen begegnet, ist das jedes Mal ein Ereignis. Wir sehen uns ständig nach jemandem um, mit dem wir in unserer Sprache reden können. Unsere ambitionierteste politische Partei schätzt, dass auf der Welt fast zwei Millionen von uns leben, aber die meisten von uns glauben das nicht. Die meisten von uns setzen sich hin, greifen zu Bleistift und Papier, und dann nehmen wir uns jeweils einen Weltteil vor, überlegen, wie viele Armenier wahrscheinlich höchstensfalls in diesem Teil leben, schreiben die höchste Zahl auf und gehen dann zu einem anderen Teil über – Indien, Russland, die armenische Sowjetrepublik, Ägypten, Italien, Deutschland, Frankreich, Amerika, Südamerika, Australien usw. –, und wenn wir unsere hoffnungsvollsten Zahlen addieren, beläuft sich die Summe auf etwas weniger als eine Million. Dann halten wir uns vor Augen, wie groß unsere Familien sind, wie hoch unsere Geburten- und wie niedrig unsere Sterberate ist (außer in Kriegszeiten, wenn Massaker die Sterberate erhöhen), stellen uns vor, wie rasch wir uns vermehren, wenn man uns ein Vierteljahrhundert lang in Ruhe lässt, und sind ziemlich glücklich. Wir lassen jedes Mal Erdbeben, Kriege, Massaker, Hungersnöte etc. außer Acht, und das ist ein Fehler. Ich erinnere mich an die Nahosthilfe-Veranstaltungen in meiner Heimatstadt. Mein Onkel ist dort immer als Redner aufgetreten und brachte regelmäßig einen ganzen Saal

voller Armenier zum Weinen. Er war Rechtsanwalt und ein großer Redner. Nun, zunächst war das Problem der Krieg. Unser Volk wurde vom Feind vernichtet. Wer nicht ums Leben gekommen war, hatte kein Zuhause mehr und hungerte, *unser eigen Fleisch und Blut*, sagte mein Onkel, und wir alle weinten. Und wir sammelten Geld und schickten es unseren Leuten im alten Land. Dann, nach dem Krieg, als ich schon etwas größer war, gab es eine weitere Nahosthilfe-Veranstaltung, und mein Onkel stand auf der Bühne des Civic Auditorium meiner Heimatstadt und sagte: »Gott sei Dank ist es diesmal nicht der Feind, sondern ein Erdbeben. Gott hat uns leiden lassen. Wir haben Ihn durch Irrungen und Wirrungen, durch Leid, Krankheit und Folter und (mein Onkel begann zu weinen, zu schluchzen) durch äußerste Verzweiflung hindurch angebetet, und nun hat Er das getan, und wir loben Ihn dennoch, wir beten Ihn dennoch an. Wir verstehen Gottes Wege nicht.« Nach der Veranstaltung ging ich zu meinem Onkel und fragte: »Hast du das ernst gemeint, was du über Gott gesagt hast?« Und er sagte: »Das war Rhetorik. Wir müssen Geld aufbringen. Was denn für ein Gott? Das ist doch Quatsch.« »Und als du geweint hast?«, fragte ich, und mein Onkel sagte: »Das war echt. Ich konnte nicht anders. Ich musste weinen. Warum, Herrgott nochmal, müssen wir diese ganze gottverdammte Hölle durchmachen? Womit haben wir diese ganze Qual verdient? Die Menschen lassen uns nicht in Ruhe. Gott lässt uns nicht in Ruhe. Haben wir irgendwem irgendetwas getan? Sind wir nicht eigentlich fromme Menschen? Welche Sünde sollen wir begangen haben? Gott widert mich an. Ich habe die Menschen satt. Dass ich bereit bin, aufzustehen und zu reden, liegt nur daran, dass ich mich

nicht traue, den Mund zu halten. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass noch mehr von unseren Leuten sterben. Herr Gott, haben wir irgendwas getan?«

Ich fragte Theodore Badal, ob er Armenier sei.

Er sagte: »Ich bin Assyrer.«

Na, das war immerhin etwas. Die Assyrer kamen aus unserem Teil der Welt, sie hatten Nasen wie wir, Augen wie wir, Herzen wie wir. Sie hatten eine andere Sprache. Wenn sie etwas sagten, konnten wir sie nicht verstehen, aber sie waren uns sehr ähnlich. Es war nicht ganz so erfreulich, wie wenn Badal Armenier gewesen wäre, aber es war immerhin etwas.

»Ich bin Armenier«, sagte ich. »In meiner Heimatstadt habe ich ein paar assyrische Jungs gekannt, Joseph Sargis, Nito Elia, Tony Saleh. Kennen Sie einen davon?«

»Joseph Sargis, den kenne ich«, sagte Badal. »Die anderen nicht. Wir haben bis vor fünf Jahren in New York gewohnt, dann sind wir in den Westen gegangen, nach Turlock. Dann sind wir nach San Francisco gezogen.«

»Nito Elia«, sagte ich, »ist Hauptmann bei der Heilsarmee.« (Nicht, dass irgendwer glaubt, ich würde irgendetwas erfinden oder versuchen, witzig zu sein.) »Tony Saleh«, sagte ich, »ist vor acht Jahren ums Leben gekommen. Er ist auf einem Pferd geritten und wurde abgeworfen, und das Pferd ist durchgegangen. Tony hing mit einem Bein im Steigbügel fest, und das Pferd galoppierte eine halbe Stunde durch die Gegend und blieb dann stehen, und als man zu Tony kam, war er tot. Er war damals vierzehn. Ich bin mit ihm zur Schule gegangen. Tony war ein sehr kluger Junge, sehr gut im Rechnen.«

Wir begannen uns über die assyrische und die armenische Sprache zu unterhalten, über die alte Welt, die Verhältnisse

dort drüben usw. Ich bekam einen Haarschnitt für fünfzehn Cent und gab mir zugleich alle Mühe, etwas zu lernen, mir irgendeine neue Wahrheit anzueignen, irgendein neues Verständnis vom Wunder des Lebens, der Würde des Menschen. (Der Mensch hat sehr viel Würde, glauben Sie ja nicht, dass nicht.)

Badal sagte: »Ich kann kein Assyrisch lesen. Ich bin in der alten Welt geboren, aber ich will darüber hinwegkommen.«

Er hörte sich müde an, nicht physisch müde, sondern seelisch.

»Wieso?«, sagte ich. »Wieso wollen Sie darüber hinwegkommen?«

»Na ja«, lachte er, »einfach deshalb, weil dort drüben alles am Ende ist.« Ich gebe seine Worte präzise wieder und füge nichts Eigenes hinzu. »Wir waren einmal ein großes Volk«, fuhr er fort. »Aber das war gestern, vorgestern. Inzwischen sind wir nur noch ein Thema in Alter Geschichte. Wir hatten eine große Kultur. Man bewundert sie noch heute. Jetzt bin ich in Amerika und lerne, Haare zu schneiden. Als Volk sind wir am Ende, wir sind fertig, es ist alles vorbei, wieso soll ich lernen, die Sprache zu lesen? Wir haben keine Schriftsteller, wir haben keine Nachrichten – oder doch, ein paar Nachrichten gibt es: Ab und zu ermutigen die Engländer die Araber, uns zu massakrieren, das ist alles. Es ist eine alte Geschichte, wir kennen sie in- und auswendig. Überhaupt erreichen uns die Nachrichten via Associated Press.«

Diese Äußerungen waren schmerzlich für mich, einen Armenier. Dass meine Leute vernichtet werden, ist mir immer sehr nahegegangen. Noch nie hatte ich einen Assyrer auf Englisch über solche Dinge reden hören. Ich empfand viel Liebe

für diesen jungen Burschen. Verstehen Sie mich nicht falsch. Heutzutage gehen die Gedanken schnell in Richtung Homosexueller, wenn ein Mann von Zuneigung zu einem anderen Mann spricht. Inzwischen glaube ich, dass ich Zuneigung zu allen Menschen empfinde, selbst zu den Feinden Armeniens, die ich so taktvoll ungenannt gelassen habe. Jeder weiß, wer sie sind. Gegen viele von ihnen habe ich nichts, weil ich sie als einen einzigen Menschen sehe, der nur ein einziges Leben führt, und ich weiß, ich bin mir vollkommen sicher, dass ein einziger Mensch nicht zu den Gräueltaten imstande ist, die aufgekettete Horden verüben. Ich habe nur etwas gegen aufgekettete Horden.

»Tja«, sagte ich, »bei uns ist es ganz ähnlich. Wir sind auch alt. Wir haben noch unsere Kirche. Wir haben noch ein paar Schriftsteller, Aharonian, Isahakian und noch ein paar, aber ansonsten ist es ganz ähnlich.«

»Ja«, sagte der Friseur. »Ich weiß. Wir haben auf die falschen Dinge Wert gelegt. Wir haben auf die einfachen Dinge Wert gelegt, auf Frieden und Familie. Wir haben keinen Wert auf Maschinen, Eroberung und Militarismus gelegt. Wir haben keinen Wert auf Diplomatie, Täuschung und die Erfindung von Maschinengewehren und Giftgasen gelegt. Es hat keinen Sinn, enttäuscht zu sein. Wir haben unsere guten Zeiten hinter uns.«

»Wir sind voller Hoffnung«, sagte ich. »Es gibt keinen Armenier, der nicht immer noch von einem unabhängigen Armenien träumt.«

»Träumen?«, sagte Badal. »Na, das ist doch immerhin etwas. Assyrer können nicht einmal mehr träumen. Wissen Sie eigentlich, wie viele es von uns noch auf der Welt gibt?«

»Zwei, drei Millionen«, schätzte ich.

»Siebzigtausend«, sagte Badal. »Das ist alles. Siebzigtausend Assyrer auf der ganzen Welt, und die Araber bringen uns trotzdem noch um. Letzten Monat haben sie bei einem kleinen Aufstand siebzig von uns umgebracht. In der Zeitung stand eine kurze Meldung. Weitere siebzig von uns vernichtet. Bald werden wir ausgerottet sein. Mein Bruder ist mit einer Amerikanerin verheiratet und hat einen Sohn. Es gibt keine Hoffnung mehr. Wir versuchen, Assyrien zu vergessen. Mein Vater liest immer noch eine Zeitung, die aus New York kommt, aber er ist ein alter Mann. Er wird bald tot sein.«

Dann änderte sich sein Tonfall, er hörte auf, als Assyrer zu sprechen, und sprach stattdessen als Friseur. »Habe ich oben genug weggenommen?«, fragte er.

Der Rest der Geschichte ist belanglos. Ich sagte auf Wiedersehen zu dem jungen Assyrer und verließ den Friseursalon. Ich ging vier Meilen durch die Stadt zu meinem Zimmer in der Carl Street. Ich dachte über die ganze Sache nach: über Assyrien und diesen Assyrer. Über Theodor Badal, der Friseur lernte, die Traurigkeit seiner Stimme, die Hoffnungslosigkeit seiner Haltung. Das war vor Monaten, im August, doch seither denke ich über Assyrien nach und will etwas über Theodore Badal sagen, Sohn eines alten Volkes, selbst jung und aufgeweckt, aber ohne Hoffnung. Siebzigtausend Assyrer, bloße siebzigtausend Angehörige dieses großen Volkes, und alle anderen im Tod verstummt, alle Größe zerfallen und missachtet, ein junger Mann in Amerika, der Friseur lernt, und ein junger Mann, der bitter den Lauf der Geschichte beklagt.

Warum erfinde ich keine Handlungen und schreibe schöne Liebesgeschichten, die sich verfilmen lassen? Warum lasse